

Fernes Volk

Eine Utopie

2017

1 Am Anfang

Dereinst gab es ein fernes Land, das nur wenigen bekannt und noch weniger Menschen vertraut war. Darin lebte ein *eigenartiges Volk*, das sich trotz vieler Entbehrungen zu den glücklichsten aller Völker zählte, denn sein Leben war bestimmt von Arbeit und Bescheidenheit, Gerechtigkeit und Vernunft. Ein Volk, das den Krieg weder kannte, noch fürchtete, und keine Armut. Dem Geist und Kultur wichtiger waren als persönliche Bereicherung. Das in Freuden lebt und in Freuden stirbt. Ein solches Land gibt es gar nicht?! – Doch! Es ist nur die Mühe eines Fußmarsches entfernt.

Eines Tages hörte auch Heinrich von diesem Land und beschloß es kennenzulernen. Seine Heimat war verdorben von niederträchtigen Qualitäten, Egoismus und Gier; seine Reste wurden zusammengehalten und weitergesponnen von der Furcht vor der eigenen Existenz. Er ahnte nichts zu gewinnen, hatte aber auch nichts zu verlieren, als er sich aufmachte, dieses Land zu finden.

2 Gehe über Land

Viele Tage folgte er der Küste nach Norden und lief den Pfad, der zwischen weiten Feldern und Seen entlangführte. Er schlief am Rand eines dichten Waldes, aß von Büschen, trank aus Bächen. Und währenddessen sah er keinen Menschen.

Es gab auch keine Zäune und Begrenzungen, außer jene, die das Vieh sinnvollerweise zusammenhielten oder vor Wildtieren schützten. Der Weg war deutlich, aber nicht stark befahren, man konnte nicht von einer *Straße* sprechen. Darum fehlte es wohl auch an vertrauten Geräuschen: lärmendem Treiben, Rufen und Winseln. All das verwunderte Heinrich mit jedem Schritt, den er durch die

ausgesprochen gesund wirkende Natur tat.

Und dann kam er an ein Feld, da arbeiteten zwei Bauern, und in einer Pause standen sie am gemeinsamen Zaun und unterhielten sich.

»Wem gehört dieses Land?« fragte Heinrich, und einer der Bauern antwortete: »Dem, der darauf arbeitet natürlich!« – Da ahnte Heinrich, daß ihm von hier an vieles fremd vorkommen werde.

Er sprach mit den Bauern und Heinrich lernte, daß keine Fläche einfach so von jemanden »besessen« wird, weil er sie von seinem Vater vererbt bekam. Die verschiedenen Gelände: die Weiden, Wälder und Äcker, gehören der Dorf-Gemeinschaft, und werden demjenigen zugewiesen, der sie bewirtschaften kann und will.

Da erfuhr Heinrich weiterhin einen der großen Grundsätze, der dieses eigenartige Volk auszeichnete: nämlich daß man allgemein hin glaube, daß die Früchte der Bäume, Sträucher und Felder unmöglich einen Besitzer haben können, und auch wenn die Bauern, wie sie vor ihm standen, etwas ernten, diesen Ertrag teilen werden und wollen. Schließlich, so erklärte man weiter, könne ja auch eine Amsel, die, um Zweige zu sammeln, auf dem Boden eines Gartens landet, nicht wissen, daß die Menschen sie in Besitztümer aufgeteilt haben!

Diese Gleichgültigkeit für Besitz war Heinrich grundfremd, denn in seiner Heimat gab es keinen Weg und keinen Tritt, der nicht irgendwem gehörte, auch wenn man ihn nie zuvor dort gesehen hatte oder ein Gesicht zum Namen des Eigentümers wußte. Auf der anderen Seite schienen diese Menschen hier sehr verbissen auf ihren Grundsatz, alle Lande im Sinne der vernünftigen Nutzung zu vergeben, denn nur so werde der Boden bestmöglich bestellt, und das Holz bestmöglich geschlagen. Eben, weil sich nur jene daran machen, die dieser Aufgabe gewachsen und gewillt gegenüber sind.

Heinrich lief ein Stück über das Feld und beobachtete, daß es in

große Flächen aufgeteilt war, von denen eine brachlag. – Von einer Felderwirtschaft hatte er schon gelesen, hatten das die Menschen nicht vor Jahrhunderten so gemacht? In Heinrichs Heimat wurde mit der Zeit nichts wichtiger, als dem Boden jährlich einen immer höheren Ertrag abzurufen, und scheute auch nicht vor übertriebener Düngung zurück.

Als er die Bauern danach fragte, erklärten sie bereitwillig und ohne Demut, daß es keinen Bedarf für Ertragssteigerungen und Überproduktion gebe: Man versorgte sich und das Dorf soweit mit Lebensmitteln, wie es zu Versorgende gab, und keinen Deut darüber hinweg. Auf keinen Fall wollte man sich der Sünde schuldig machen, den Boden und die anderen Nutzflächen soweit zu ruinieren, daß ihn die Söhne und Enkel nicht mehr würden gebrauchen können. Diese »Ehrfurcht vor der Zukunft«, so konnte man sie durchaus nennen, schien beinahe noch deutlicher als die Forderung, aus sich selbst heraus stark zu sein. Damit meinten die Bauern, daß ihnen viel an ihrer Unabhängigkeit gelegen war. Doch dazu später mehr.

Heinrich, der Gutgläubige, bedankte sich bei den Bauern und setzte seinen Weg fort. Nicht lange danach erreichte er eine Küste, daran fiel ihm ein mit Pfosten deutlich abgegrenztes Gebiet auf, das von der Uferlinie gut einhundert Meter ins Land reichte, und nach annähernd rechteckiger Form wieder am Ufer endete. Zwischen den Pfosten war kein Zaun gespannt worden, sie markierten nur einen Umriss. Eine winzige Hütte stand in dem kargen Gebiet und er sah einen Mann beim Fischen.

»Durchtrete nicht die Pfosten!« rief ihm der Fischer zu, als Heinrich sich der Grenze näherte. Stattdessen kam ihm der in Lumpen gekleidete Mann entgegen und blieb einen Meter vor den Pfosten, auf seiner Seite, stehen. »Was ist mit dir? Warum scheust du dich?« wollte Heinrich wissen, und der Mann erklärte, daß er vogelfrei sey und das eingegrenzte Areal nicht verlassen dürfe. Das sey seine

Strafe:

»Ich bin ein Dieb und ein Mittäter!« erklärte er sich freizügig, ohne auch nur einen Fuß über die unsichtbare Grenze zu setzen. Dabei zeigte er mit dem Finger auf seine Stirn, und Heinrich erkannte, was er zuvor für eine beliebige Narbe gehalten hatte, eine in seinen Kopf eingeritzte Markierung, die der Verbrecher zu überdecken nicht imstande war. Heinrich stellte sich vor, daß dies eine sinnvolle Maßnahme sey, um Menschen mit krimineller Vergangenheit zu kennzeichnen, damit man sich von ihnen fernhielte; damit ihre Ächtung öffentlich sey und nicht versteckt werden kann. »Dieses Zeichen habe ich, weil ich ein Dieb bin. Und diese hier, weil ich einer Bande angehörte, die Wanderer beraubt hat. Dereinst starb ein Kaufmann bei so einem Überfall, und während der Mörder, unser Anführer, von der Familie des Ermordeten zum Tode verurteilt wurde, machte man uns, seine Bande, vogelfrei und entsandte uns in die Verbannung. Ich selbst wurde dazu bestimmt, für fünf Jahre hier zu leben, ganz auf mich allein gestellt.«

»Warum fliehst du nicht?« wollte Heinrich wissen und stützte sich auf die losen Pfosten, die nicht mehr verband als bloße Luft. »Weil ich, wenn ich bei einer unangekündigten Kontrolle hier nicht angetroffen werde, augenblicklich dem Tode geweiht bin, sobald ich an einem beliebigen Ort gesehen werde. Verweile ich aber hier, gestraft unter der Härte der Entbehrung und dem Auskommen beschränkter Möglichkeiten, bin ich bald frei. Mich dafür zu entscheiden, steht mir frei. So dann und guten Weg!« rief er Heinrich noch zu, dann kehrte er zum Ufer zurück.

3 Komme in ein Dorf

Heinrich wanderte, bis ihm die Stiefel drückten. Noch immer hatte sich keine Straße deutlich hervorgehoben, aber er folgte einem unscheinbaren Weg, der ihn in ein Dorf führte. Es lag inmitten einer ausgesprochen ländlichen Gegend, und man erkannte es allein anhand seiner charakteristischen Gebäude: Sie waren aus dem Gestein und Holz gefertigt, das in der Umgebung abgebaut und gewonnen wurde; das Bild der Siedlung war ein Abbild der Natur selbst geworden.

Im Norden stand ein dichter Forst, zwischen ihm und der Siedlung verteilten sich Wiesen und Weiden, sowie ein großes und ebenes Land zur Bestellung des Bodens. Heinrich schätzte, daß die Ausmaße dieser Nutzflächen eben jenes Dorf versorgen konnten, und nichts mehr.

Heinrich lief geradewegs auf den zentralen Platz des Dorfes, von welchem sich in alle Himmelsrichtungen Wege erstreckten; auf einem war er hergekommen. Dort, im Zentrum, sah er die Lager und Werkstätten der Handwerker, mit Ausnahme des Schmiedes, der am Rand der Siedlung seine Hütte hatte. Hierhin, fern vom Brunnen, hatte man auch die Aborte und Abfallgruben verlegt. In kreisförmiger Anordnung vom Dorfplatz entfernt, reihten sich die Wohnhäuser aneinander und umschlossen die Siedlung, bis endlich die Äcker und Wiesen das Dorf umringten.

Die Größe der Häuser entsprach nicht der Bedeutung ihrer Einwohner, sondern sie war durch die Nutzung bestimmt: So hatte der Seiler eine größere Werkstatt als der Schneider mit seiner Nähstube. Diese sinnvolle Maßgabe verdichtete die enge Innenstadt auf die bestmögliche Weise.

Wie Heinrich beobachtete, hatten die meisten Handwerker unmittelbar über ihrer Werkstatt eine Wohnung eingerichtet. Dabei

fiel ihm auf, daß die Gebäude auch nicht nach ästhetischen Belangen, sondern funktional und stabil gebaut worden waren: Da in der Nähe des Dorfes ein Fluß seinen Weg fand, standen einige der Hütten auf Stelzen; und da sich in der Ebene kräftige Winde sammelten, hatte man auf spitze Dächer verzichtet. Keines der Häuser war höher als zwei Stockwerke, und keines war aus Material errichtet worden, das in der Natur nicht von selbst zerfallen kann; zumeist bestanden sie aus Stein, Lehm und Holz, wie es in diesem feuchten Klima angemessen ist. Ob dieses eigenartige Volk seine Siedlungen so einrichtete, daß sie bis zur Unkenntlichkeit zerfallen konnte, wenn man sie verlassen hatte?

Direkt am Markt entdeckte Heinrich ein sich abhebendes, großes Haus; es war das Gemeinschaftshaus der Dorfbewohner. Er betrat es mit gezogener Mütze und sah sich innen um: Mit weißem Kalk hatte man die Innenräume gestrichen, und es war zweckdienlich. Ein gutes Dutzend Einwohner hatte sich eingefunden, um den Besucher zu begrüßen und man führte ihn gerne herum: Insbesondere fand Heinrich Gefallen an der Bibliothek, und er erfuhr, daß sie jeder frei nutzen dürfe. Eine Bibliothek gebe es in allen Dörfern dieses Landes, denn man hielt viel auf die Verbreitung und Sammlung schriftlichen Wissens. Der Bibliothekar erklärte weiter, daß er auch die Aufgabe des Orts-Chronisten innehabe, und bat Heinrich um eine Schilderung seiner Herkunft. Am Feuer möge er beschreiben, was er gesehen habe, und der Chronist schrieb es auf und vermerkte es in einer Karte.

Heinrich sah auf die Karte: Sie war zur Gänze handgezeichnet, mit Kommentaren am Rand, und sie gab die Lage des Dorfes, seiner umliegenden Gelände und Wege wieder. Jeder Besucher oder eintreffende Händler wäre willkommen, wenn er nur Geschichten und einen neuen Weg beizutragen habe. Heinrich erschien es merkwürdig, daß man sich auf handgezeichnete Karten verließ, wo man

doch in seiner Heimat ganze Landstriche aus der Luft abzubilden vermochte; so präzise, daß eine handgemalte Karte überflüssig erschien. Doch sind dies Karten mit toten Informationen, ohne Leben und Subjektivität. Möge die Karte des Chronisten ungenauer sein – so ist sie doch voller Leben. Und darum geht es dem eigenartigen Volk: Nicht länger Sklave der Technik zu sein, sondern das Leben, trotz aller Entbehrungen und Einschränkungen, auszukosten und sich weiterzuentwickeln. Der Chronist erklärte weiter, daß es nie darum ginge, mit der von ihm gehaltenen Karte ein möglichst großes Gebiet möglichst exakt wiederzugeben; sondern eine Karte zu schaffen, an der Generationen arbeiten können; eine Karte, deren Unsicherheiten und weiße Flecken zum Erkunden motivieren sollen.

So gebe es auch wandernde Chronisten, die sich weit über die Lande verteilen und überall gern gesehen sind. Wo immer sie vor Ort sind – in Gerichten, Ratssälen oder an Kriegsschauplätzen – ist ihre Unversehrtheit garantiert. Ihre Aufgabe besteht darin, alles Geschehen zu notieren und für die Nachwelt festzuhalten, daß man aus diesen Aufzeichnungen lerne. Und nicht selten übernehmen Schriftsteller diese Arbeit, denn man sagt, der Chronist sey des Schriftstellers höchster Titel.

Heinrich las ein paar Seiten in der allen zugänglichen Dorfchronik und daß darin eine Liste aller Einwohner und ihr Berufsstand zu finden war; nicht mehr als einhundert waren eingetragen. Man erklärte ihm, daß die Größe der Siedlung bewußt auf einen Wert zwischen 80 und 100 Einwohnern beschränkt sey, um nicht jenen nachteiligen Effekt hervortreten zu lassen, der allen größeren Städten eigen ist – der Fluch, den Nachbarn nicht mehr zu kennen und zu vertrauen, was insgesamt Kriminalität und Armut schürt. Bei nur wenigen Menschen entwickle sich dagegen ein schützendes und hilfsbereites Verständnis für die Nachbarn und die Gruppe, so-

daß Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung gewährleistet seien. Ohnehin brauche man nicht mehr als einhundert Menschen, um in einer kleinen, abgeschiedenen Siedlung wie dieser alle Produktionsketten zu erhalten, und um keinen wesentlichen Güterüberschuß zu produzieren. Und Heinrich sah an den vermerkten Berufsständen, daß es an nichts zu fehlen schien:

Um Gebäude und Möbel kümmerten sich Holzfäller und -müller, Zimmermann, Tischler und Schreiner; Schindler, Dachdecker und Rieder; Steinmetz, Kalkbrenner und Ziegler; Metallgießer, Schmiede, Schlosser; Töpfer, Glasschmelzer und Glaser und sogar ein Köhler. Es gab einen Pferdezüchter, einen Wagner und Maschinenbauer, zwei Sattler; sie alle widmeten sich dem Waren- und Lastentransport. Für die Lebensmittel waren zuständig ein Imker und natürlich die Getreidebauern, sowie Müller und zwei Bäcker. Es gab Jäger für Wild und Jäger für Fisch. Schafe und Ziegen hielt man sich für Wolle, Milch und Käse; daneben wurden zahlreiche Schweine und Gänse gehalten, nicht nur für die Tätigkeit eines Metzgers. Wenn es um Kleidung ging, so gab es neben einen Gerber, Belter und Schuster natürlich auch einen Schneider, der zugleich Färber war, und das aus Flachs gesponnene Leinen färbte. Im Dorf hatten sich weiterhin angesiedelt mehrere Kräuterkundige und zwei Ärzte, sowie vier Lehrer, die in einer Schule die Kinder unterrichteten. Auch einige ungewöhnliche Berufe stachen Heinrich ins Auge, so der des Seilers und Seifenmachers, des Böttchers und Papierschöpfers. Insgesamt versicherte sich Heinrich, daß für alle notwendigen Gewerbe wenigstens ein Fachkundiger ortsansässig war und sich dieses Dorf wohl unbeschwert selbst erhalten könne.

Viel wichtiger erschienen Heinrich, dem Lernenden, daß sich ein solches Dorf weniger über die Generationen entwickelt habe, sondern bewußt so angelegt war, daß von jedem Berufsstand ein Vertreter ansässig sey, und sich diese möglichst sinnvoll ergänzen:

War da schon ein Getreidebauer, so sah man einen Gemüsebauern willkommen, denn er trug mit seinem Wissen und seinen Fähigkeiten der Gemeinschaft bei, und profitierte dabei gleichzeitig von allen anderen Handwerkern und Landwirten. Wie Heinrich schon wußte, betrachten die Bauern dabei das von ihnen bewirtschaftete Land nicht als das ihre, sondern das der Natur, es zu bestellen eine Ehre für sie ist. (Hierzulande verehrte man seit Urzeiten eine Gottheit namens *Urta*, aus deren Leib der Acker- und Weideboden stamme und deren Haar der Wald sey.) Die Alten und Jungen des Dorfes wissen um dieses abergläubische Erbe, und doch achten sie es, denn es erhält ihren Respekt vor der Natur. Das Land geht wieder an die Dorfgemeinschaft zurück, wenn der bewirtschaftende »Pächter« stirbt; sodann kann es neu zugewiesen werden.

»Wo kann ich hier übernachten, gute Leute, und was kostet es?« wollte Heinrich wissen, zog einen Beutel Münzen heraus, und wurde sogleich ausgelacht: »Dein Geld ist hier nichts wert, Fremder!« feixte einer der Alten und wandte sich ab: »Übernachten kannst du gerne bei uns, doch nicht für Geld.«

»Was dann soll ich euch dafür geben?«, und man bat ihn um Geschichten aus seiner Heimat und der Chronist bat um die Beschreibung seines Weges.

Daß das Geld, in welcher Form auch immer, hier keine Bedeutung hatte, ja sogar es jedem Einwohner im privaten Besitz zu fehlen schien, wunderte Heinrich nur anfangs. Später lernte er, daß diese *entbundene* Lebensweise keine andere war als in den großen Städten des eigenartigen Volkes. Schließlich stimmte man überein, daß man Geld, oder den daraus abgeleiteten Reichtum, nicht ins Nachleben würde mitnehmen können, und daß dessen Anhäufung demzufolge eine Vergeudung von Lebenszeit sey. Doch selbst, wenn man es mitnehmen könne, so würde man trotzdem darauf verzichten, denn es hätte nichts an Wert gewonnen. Stattdessen, so glaubte man

allgemeinhin, sey alles, das sich nicht mit ins Nachleben nehmen ließe, pure Einbildung und existiere daher auch nicht. Doch gilt das nicht für *Wissen* und *Erfahrung*; man könne demnach nur wissend, nie reich sein.

Bis in die Nacht saß Heinrich am großen Stubenfeuer und erzählte den Dörflern, die ihn umgaben und aufmerksam lauschten, von seiner Heimat, was für Erstaunen und Heiterkeit sorgte. Schließlich ward seine Pflicht abgegolten und er ging mit einem der Alten zu dessen Haus, um dort zu schlafen.

Mit dem er nach Hause ging, der hieß Angar, und er war ein mittelalter Mann, der mit seiner Familie nahe dem Stadtkern wohnte. Weber war er von Beruf und lebte gleich neben seiner Werkstatt. Was Heinrich wie Armut vorkam, waren Angar und seiner Frau der Inbegriff der Bescheidenheit: Alle Zimmer standen beinahe leer, an den Bügeln hingen nur drei Kleidungsstücke, eine Jacke für warmes, eine für kaltes und eine für nasses Wetter. Angar schlief auf einer Decke in der Zimmerecke, während sie Heinrich ein Strohbett herrichteten. Angars gesamter Besitz – ein Buch, eine Pfeife usw. – verteilten sich auf das nur eine Elle lange Regalbrett an der Wand. Heinrich hatte großen Respekt vor so einem Menschen, der seine gesamte Habe auf einem kurzen Brett unterzubringen vermochte!

Am nächsten Morgen lernte Heinrich auch die Kinder und Angars Vater kennen; sie alle waren im Haushalt tätig: Dabei fiel ihm eine deutliche Arbeitsteilung ins Auge, danach sich die Frau um das Kochen, das Kind und den Haushalt bemühte und in ihrer Fröhlichkeit zu keiner Sekunde erkennen ließ, daß es ihr an etwas mangle oder sie einen anderen Anspruch am Mitwirken in der Gemeinschaft sehe. Die Männer dagegen – Angar, sein Vater und sein Sohn – widmeten sich der Landarbeit, dem Holzrücken, dem Weben und den anderen handwerklichen Zauberdingen, von denen Heinrich nichts mehr verstand.

Für sie alle war es sehr wohl ein hartes Leben, aber auch eines, in dem es nie an Essen mangelte, an Schlaf oder Geselligkeit. Auch stand niemand in des anderen Abhängigkeit: Steuern und Frondienst suchte man hier vergebens; Feudalismus, d. h. die Herausbildung einer über andere bestimmende Elite, schien nie entstanden zu sein; jeder Mensch war sein eigener Herr, und man entschied sich zu diesem Dasein. Noch nicht einmal der Uhrzeit ordneten sich diese sonderbaren Menschen unter: Der Arbeitstag beginnt für sie bei Sonnenaufgang, und wenn es dunkel wurde, so fügten sie sich und sahen ein, daß sie ruhen müssen.

Durch die zuvor schon beschriebene Arbeitsteilung und gegenseitige Ergänzung der Handwerke und anderen Tätigkeiten offenbarte sich den Menschen des Ortes eine Möglichkeit, die allen anderen Menschen auf der Welt fremd geworden war: Denn die Entlastung, sich nicht um *alle* Zweige der umfassenden Versorgung mit Lebensgütern oder -diensten zu bemühen, ermöglichte ihnen die Nutzung der zweiten Tageshälfte für eigene Interessen und die Familie. Und in der Tat: Gegen 14 Uhr beendete die Familie ihre Feld- oder Werkstattarbeit, und der Junge traf sich mit Freunden, der Vater nahm das Kind vom Arm der Mutter und spielte mit ihm. Nur der Alte, Angars Vater, saß auf der Bank vor dem Haus, säuselte und schnitzte an einem neuen Gehstock.

Angar erklärte Heinrich, daß man allgemeinhin davon überzeugt war, daß erst dann große und wichtige Überlegungen herausgebildet werden würden, wenn der Geist unbeschwert sey: Wenn kein Streß, keine Müdigkeit und kein Unwohlsein auf ihm lasten; wenn der Kopf nicht davon alpträumt, sich nur aus dem Grunde zur Arbeit zu schleppen, um nicht zu verhungern. War das nicht auch so bei den großen Forschern und Schriftstellern der Vergangenheit?, fragte er mich; die jedoch, etwas geschummelt, nur daraus ihre Freizeit zogen, da ihnen ein großes Erbe geschenkt war, das sie unabhängig

machte?

Doch Angar grämte sich nicht weiter, denn er war zufrieden und nichts anderes. Und auch seinem Vater, der wohl nur noch wenige Jahre zu leben hatte, ging es gut, denn er war durch seine Hilfe im Haushalt und Hof wichtig und fühlte sich nützlich. So erging es allen Greisen, die hier gelebt hatten. – Heinrich dachte an seine Heimat zurück, wo man die Alten, wenn sie zur Arbeit keiner mehr einstellen will, in ein Heim abschiebt oder sich selbst überläßt; sie zwingt, etwas Unnatürliches zu tun, denn sie sollen sich, im Zwiewort von *Gesundheit* und *Ehrgefühl* ausruhen und »genießen«, wie die politische Parole dafür war. Aber ein jeder älter werdende Mensch ahnt, daß er so nicht leben will oder dauerhaft kann. Wie jeder andere, will auch er sich nützlich fühlen, und das ist recht so. Seit Jahrtausenden haben die Alten in der Gruppe mitgelebt und gewirkt, bis sie eines Tages verschieden. Und wenn sie starben, dann zufrieden und erfüllt, denn sie waren dort, wo sie hingehörten. Es ist bemerkenswert, fand Heinrich, daß ein solcher Mann, der nur dreierlei Dinge sein Eigen nannte – nämlich seinen Namen, seinen Leumund und seine Erfahrung –, nützlicher war als ein gleichalter Moderner (in Heinrichs Heimat) mit einer Rentenversicherung und einem Platz im Altersheim.

Angar schaukelte seine kleine Tochter auf dem Schoß und Heinrich fragte sich, wie man Vater wird: Je nach Alter und Reife durchlebt ein Mensch ja die folgenden Phasen: Als Kind wird er allein Gegenstände lieb gewinnen, in der Jugend werden es Personen sein. Als Erwachsener wird er hingegen seine Freizeit zu schätzen wissen. Doch erst wer seinen Talenten und Kenntnissen zu vertrauen lernt; wer stundenlang, über das Leben sinnend, in der Nacht sitzen mag, ohne dies als Zeitverschwendung zu sehen, wird würdig sein, Nachwuchs zu bekommen und zu belehren.

Tatsächlich wendete Angar jede freie Minute auf, um seinen Kin-

dern nah zu sein. Und wenn die Tochter schlief, dann ging er mit seinem jugendlichen Sohn zur Jagd oder zeigte ihm sein Handwerk. So lernte der Nachwuchs unmittelbar vom Ahnen.

Am Nachmittag schickte man Heinrich, die Einladung zu einer »Taufe« anzunehmen. Doch diese Taufe war etwas anderes, als das, was Heinrich darunter verstand:

Er ging mit Angars Familie durch das Dorf und traf sich mit Nachbarn und beinahe jeden anderen Einwohner hinter dem großen Versammlungsplatz an einem Weiher. Wie alle in der Gruppe beisammen standen, bemerkte Heinrich, daß wenigstens jeder zweite erwachsene Mann ein kurzes Schwert oder wenigstens einen Dolch am Gürtel hatte. Erst Tage später lernte Heinrich, daß das Tragen einer Waffe zur Selbstverteidigung diesem eigenartigen Volk viel bedeutete; daß dies Teil ihrer Identität sey, für sich selbst zu sorgen, und sich nicht auf die zweifelhafte Zusicherung einer Sicherheit versprechenden Regierung zu verlassen. Paradoxerweise gefährdete die Tatsache, daß jedermann mit einem Messer herumlief, in keiner Weise die öffentliche Sicherheit; denn es war nur jenen gestattet, denen man den Umgang damit zutraute.

Dann wurde aus der Mitte der Gruppe ein zweijähriges Kind nach vorne geführt; es mußte sich, für alle sichtbar, direkt ans Ufer des Weihers stellen. Eine Art Vorsteher der Gemeinde, ein Vertrauter, gesellte sich daneben und übte ein sonderbares Ritual aus: Er legte das Mädchen flach auf den Boden und legte ihm ein Eichenblatt auf die Stirn. Dazu murmelte er Formeln, aus denen Heinrich verstand, daß dem Kind heute ein Name gegeben werde, dieser sey »Aelgiva«, und er heiße sie in Urtas Namen willkommen auf dieser Welt.

Angar flüsterte seinem Kind zu, daß das Tragen eines Namens, den sonst keiner hat, eine Quelle für Stärke und Inspiration ist; er mache seinen Träger besonders, und besonders wird man sich verhalten. Schon jetzt, fuhr er im Gespräch mit seiner Tochter fort,

wirst du ein besserer Mensch als ich sein: Denn anders als ich mußt du kein halbes Leben zur Erlangung derjenigen mich führenden, gerechten und kritischen Philosophie brauchen; nein, du erlernst sie von mir. Und so, wie wir geboren werden – nämlich nackt und mittellos – gehen wir auch von dieser Welt: Nichts von all dem, das wir während unserer Lebenszeit an Gegenständen angehäuft haben, werden wir mit uns nehmen können. Allein mit der Mehrung des Wissens und der Kultur bereichern wir diese Welt. Und allein das sollte jedermanns Aufgabe sein.

Nachdem die Zeremonie beendet worden war, wurde Heinrich von Angar herumgeführt; er zeigte ihm, worauf er besonders stolz war, nämlich das traditionelle Handwerk und den unermüdlichen Trieb zur Selbstversorgung. – Selbstversorgung, erklärte er Heinrich, sey wie das Atmen, das jedermann brauche, um nicht zu vergehen. Und so wäre jedermann bestrebt, sich gleichermaßen in der Gruppe zu finden, wie er auch bestrebt ist, möglichst aus sich selbst heraus zu bestehen, als sey er ganz alleine. Denn selbst nur ein geringer Teil an Selbstachtung, der verlorengeht, scheint immer jener unterste instabile Baustein im Gerüst des Selbstbewußtseins zu sein, der schließlich alles zum Einsturz bringen wird.

Die Spazierenden kamen an ein Haus, das gerade aufgebaut wurde. Zwei der dort arbeitenden Handwerker kamen heran und sie unterhielten sich. Daraus erfuhr Heinrich, daß vor einer Woche eine alte Frau ins Dorf gekommen sey, verarmt und ohne Lebenswillen. Ihr waren die Kinder fortgegangen und der Mann gestorben, nun dauerte sie in Einsamkeit. Hier im Dorf traf man dieselbe Übereinkunft mit ihr wie mit so vielen anderen Neuankömmlingen auch: Als Gegenleistung für die Verpflichtung, der Dorfgemeinschaft für ein Jahr ihre Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen, will man ihr ein eigenes Haus bauen, ein kleines, mit Kamin, Bett, Kochstelle und den notwendigen Möbeln. Wie alles im Dorf werden auch die Größe

von Haus, Garten und Grundstück entsprechend der von ihr beanspruchten Bedürfnisse abgesteckt. Was die Alte betraf, so hatte sie Erfahrung beim Betreuen von Kindern und beim Ausbessern von Kleidung. So etwas war immer gern gesehen.

Doch auch Menschen ohne gelernte Fähigkeiten schickte man nicht fort, denn hier vertrat man richtigerweise die Meinung, daß jeder Mensch, ausreichend Zeit und Willen vorausgesetzt, alles lernen könne, und wenn er nur das geschnittene Getreide zu Puppen aufstellt.

Sobald das Jahr herumgegangen ist, steht es der Frau frei, sich weiterhin in der Gemeinschaft einzubringen, oder im Unfrieden fortzugehen.

Heinrich stellte sich die Frage, die sich der kollektive Geist einer Gemeinschaft stellen sollte: Wie gibt man den Menschen Hoffnung, die nichts haben? Die als Bettler leben, keine Familie kennen und den Tod nicht fürchten? Wie kann man sie dazu bringen, wieder eine Arbeit zu ergreifen und ein Ziel zu haben? Warum haben Menschen überhaupt Existenzängste? – Wohl, weil sie, wie in Heinrichs Heimat, nur für Geld arbeiten, aber nicht für die Selbsterhaltung und das Selbstwohl: Viele von diesen armen Seelen gehen täglich in die Fabrik und arbeiten an Produkten, die sie nicht nutzen, und arbeiten für Menschen, die sie nicht kennen. Sie sehnen sich nach einer Tätigkeit, von der sie unmittelbar gewinnen, wie der Arbeit im eigenen Garten oder dem handwerklichen Erzeugnis. Insgeheim wissen sie um diese unlösbare Abhängigkeit und Unkenntnis, und fürchten sich.

Sonderbar war dieses Volk wirklich: So jemand ein Beet umgrub, und sich ein anderer neben ihn stellte, um zu beklagen, daß er zu viel Arbeit hineinstecke; er könne seine Zeit besser nutzen, wenn er nicht jeder Ecke so viel Sorgfalt zukommen ließe – Daran erkennt man die Fremden in diesem Land. Denn ein hier Lebender hätte

gesagt: Wenn *du* gräbst, dann setze *ich* die Samen in die Krume. Selbst Heinrich hatte noch Schwierigkeiten, die Bedeutung zwischen beiden Szenarien zu erkennen.

Ein Streben, wie es immerzu vorliegt, begründet doch nur die Tatsache, daß es dem Menschen an etwas fehlen würde, falls er sich faul wüßte. Und doch – so sonderbar es klingen mag – wäre es besser, er sey tot!, wettete einer der Zimmermann und stimmte mit dem anderen überein: Denn das Handwerk sey ihnen Ein und Alles.

Heinrich bemerkte, daß er Maschinen kenne, mit denen viele Arbeiten leichter und schneller gingen: Ein Kran anstelle eines Flaschenzugs, eine Säge anstelle einer Axt.

Aber was wäre die Folge?, fragte einer der Zimmerleute: Es ist ja nicht nur Mühe eingespart! Denn gleichsam werden alle Tätigkeiten schneller erledigt: Säge ich einen Baum, dann rode ich den Wald schneller; arbeite ich an Maschinen, muß ich sie zu warten wissen, und gegebenenfalls vereinfachen sie die Handhabung so sehr, daß niemand mehr weiß, wie dieselbe Arbeit ohne diese Maschine zu verrichten ist!

Mit der maschinellen Produktion verschwinden der Ehrgeiz und damit das Handwerk., stellte wieder der erste fest: Mit dem Handwerk verschwindet die Verantwortung, und mit der Verantwortung verschwindet die Moral.

Angar erklärte, daß man sich nur bedingt an die alten Traditionen und Handwerke festklammere, und man sey keineswegs verstellt gegen die modernen Errungenschaften wie Hygiene und moderne medizinische Versorgung! In den zentralen Krankenhäusern des Landes würde man, selbstverständlich, die Kinder impfen und Operationen vornehmen können. Dort könne man röntgen und sich zum Arzt ausbilden lassen. Auch werde man nicht auf Geh- und Sehhilfen verzichten, nur, weil sie der modernen Fortschrittlichkeit

entsprechen! In spezialisierten Betrieben werden Bauteile dafür hergestellt, doch leben wolle man wie Heinrich es hier sehe. Auch werde man nicht fußbetriebene Nähmaschinen durch die Handnäherei ersetzen, obwohl das Nähen als Schulfach wiedereingeführt wurde.

Was denn sind die nützlichen Berufe?, fragte Heinrich und Angar stellte es ihm auf:

Man unterscheide zwei Berufsgruppen, sagte er, das sind die *essentiellen* und die *immerwährenden*: erstere Gruppe umfaßt die wesentlich notwendigen Berufe, das heißt jene für die Nahrungsproduktion (Landwirte) und Wasseraufbereitung, die Handwerker für Holz, Stein, Pflanzenfasern, Ton und Metall, sowie die Verbreitung von Wissen (Lehrer, Schriftsetzer, Buchbinder etc.). In der Gruppe der *immerwährenden* Berufe sind dagegen diejenigen zu finden, auf die ein Mensch nie verzichten kann oder will: (A) die Produzenten von Lebensmitteln (Bauern); (B) die, die zuständig sind für die Existenz-Angst und Absicherung (Geistliche und Psychologen); und (C) die, die sich dem Zerfall des Körpers zuwenden (Chirurgen, Zahnärzte). Man sollte seine Berufung immer unter der Fragestellung setzen, ergänzte einer der Zimmerleute bedacht, »Was kann ich der Welt hinterlassen?« – Manche wollen einfach nur ein beitragendes und unverzichtbares Rädchen im ganzen Uhrwerk sein; manche jedoch sind die Zeiger der Uhr selbst, die anzeigen, wie spät die Welt ist und in welche Richtung sie sich zu drehen habe.

Und was ist mit den wenig liebsamen Berufen? Diesen, die man bei uns nur gegen hohen Lohn und dennoch widerwillig ausführen will? Wie Krankenschwester, Altenpfleger oder Totengräber? Berufe also, die man heutzutage nicht allen aufgrund selbstloser Mildtätigkeit ausübt?

Angar antwortete Heinrich, daß bei ihnen nur solche die Al-

ten und Kranken betreuen, denen die Selbstlosigkeit ein inniger Wunsch ist (und niemand anderes sollte sich dem zuwenden). Und was unseren Totengräber angeht – der erkennt im Vergraben und Einäschern der Verblichenen eine Art hygienische Notwendigkeit. – Also üben alle genau das aus, was sie für richtig halten.

Heinrich und Angar wollten gerade weiterziehen, da kam ein Lehrling von der Baustelle des Hauses und brachte altes und Verschnittholz herbei. Er trug es zu einem Sammelbehälter am Rand des Dorfes, und sie folgten ihm.

»Siehst du: Hierher bringen wir die Abfälle«, sprach Angar zu Heinrich: »All die Reste von Keramik, Glas, Metall und Holz. Jeder Einwohner darf sich an den Resten frei bedienen, denn auch die kleinen Holzteile können Verwendung finden. Das ausgediente Metall holen sich die Schmiede und Metallhandwerker, um daraus Neues zu machen. Und die Glasreste werden monatlich abgeholt und in einer großen Glasschmelze, hier in der Region, eingelöst.«

Und was ist mit den zerbrochenen Tonschalen? Den Scherben von Teller und Krug?, wollte Heinrich wissen. Man sagte ihm, sie würden zusammen mit Splintern von Felsen eingestampft, um damit Löcher auf den Straßen zu füllen.

Heinrich sah auch, daß in der Siedlung im Prinzip keine Abfälle entstanden: Kleinere Holz- und Papierreste wurden in den Haushaltsfeuern (Kamin und Küchenfeuer) verbrannt, und von Kunststoffen hielt man sich ohnehin fern. Speisereste wurden sowohl kompostiert als auch an die Haustiere verfüttert. Heinrich lernte auch eine der ungeschriebenen Regeln des eigenartigen Völkchens: »Kein Beitrag ist zu geringwichtig, sey es die Verschmutzung oder Säuberung der Umwelt.«

Nun war es Abend geworden und noch vor der Nachtweihe wurde eine Versammlung einberufen, dabei sollte ein sogenannter *fallbedingter Anführer* gewählt werden. Jedes Dorf hatte einen Rat ge-

wählt, eine Gruppe Menschen, die in leitender Initiative voranstehen und dort Entscheidungen treffen, wo sich niemand einigen kann. Doch ist der Rat nicht festgelegt, nur sollen sich darunter die ältesten Menschen der Siedlung finden: Sie hält man für gemeinhin als am erfahrendsten (sozusagen eine Timokratie) und am wenigsten bestechlich (denn ist nicht die größte Schwäche der Demokratie jene, daß diejenigen, die zur Wahl ihrer Strukturen berechtigt sind, auch diejenigen sind, die am leichtesten beeinflusst werden können?); sie sind es, die Neuerungen am wenigsten zugeeignet sind und lange an bewährten Traditionen festhalten. In jedem Falle wäre es irrig, einen durch Erbfolge an die Macht zu lassen, der zu jung oder einfältig ist, um Entscheidungen treffen zu können.

Jedenfalls gab es seit einiger Zeit vermehrt Banditen-Überfälle auf den Straßen zwischen hier und der nächst größeren Stadt. Also sollte ein Bote geschickt werden, um das Begehren nach mehr Sicherheit vorzutragen; jemand, der verlässlich und nicht korrumpierbar ist, und dem am Wohl der Siedlung gelegen ist. Dieser »Sprecher« wird, wie auch alle anderen fallbedingten Anführer, nur für die Dauer der besonderen Erfordernis gewählt, und wendet sich anschließend wieder seinem gewohnten Tagwerk zu. Ein solcher Vertreter wird von den Alten gewählt, aber nicht bestimmt, das heißt, der Gewählte kann durch Stimmenmehrheit zu einer Verpflichtung nicht gezwungen werden, er muß ihr freiwillig zustimmen.

Dann kam es zur eigentlichen Wahl; einer Wahl, die Heinrich so noch nie gesehen hatte: Sie war anonym, aber doch ehrlich und nachvollziehbar; die Möglichkeit für Wahlbetrug, falsche Stimmentauszählung etc. war nicht gegeben:

Zunächst erhielten die zwanzig Ältesten einen unbeschriebenen Zettel, dieser wurde verdeckt mit dem Namen des zu Wählenden beschrieben und gefaltet. Anschließend wurden die Zettel unter laut genannter Numerierung (es waren zwanzig) in eine Kiste ge-

steckt, deren Leere und Unversehrtheit allen Anwesenden zuvor gezeigt wurde. Nachdem man die Kiste geschüttelt hatte (um die Anonymisierung der nacheinander eingesteckten Zettel zu gewährleisten), entnahm einer daraus alle Papiere einzeln und entfaltete sie; er übergab sie einem zweiten, der hängte sie entfaltet an eine Tafel, für alle sichtbar, in Spalten sortiert nach den jeweils unterschiedlichen Namen. Jeder Anwesende (der Rat und alle Zeugen) konnten die zwanzig Zettel sehen und selbst auszählen; die Wahl war anonym und doch ohne Gelegenheit für Manipulation. Das gefiel auch Heinrich, auch wenn er sah, daß sich das Verfahren nur für kleine Entschlüsse eignete.

Nachdem man den gewählten Vertreter beglückwünscht hatte, verließen sie den Saal und gingen zu Angars Haus; Heinrich hatte darum gebeten, eine weitere Nacht bleiben zu können. Angars Frau hatte eine Suppe aufgetragen, die nur das enthielt, was der Garten hergab. Heinrich beschrieb, daß er in seiner Heimat wenigstens einmal am Tag Fleisch aufgetischt bekommen habe, aber das war hier anders: Fleisch zu essen war aufgrund seiner umweltbezogenen und moralischen Konsequenzen verpönt; wer es dennoch nicht lassen konnte, der mußte einer einfachen Regel folgen: Der *Handel* mit Fleisch war streng untersagt! Das heißt, wer Fleisch essen wollte, mußte Zeit und Mühe aufbringen, die Tiere selbst zu halten (zu füttern, zu säubern, medizinisch zu versorgen) und sie dann auch selbst schlachten, sofern die moralische Hemmschwelle überwunden werden konnte. Wer das alles tun wollte, dem redete niemand den Konsum aus. Alle anderen Mitglieder dieses seltsamen Volkes hatten sich damit abgefunden, daß in der pflanzlichen Kost ihrer Heimat, so abwechslungsreich sie ist, auch ein Teil der persönlichen Identität stecken kann.

Wie einvernehmlich diese Lebensweise Anwendung findet, lernte Heinrich, als er erfuhr, daß damit auch alle sonstigen Lebensmit-

tel-Importe abgelehnt werden, auch wenn es sich um Genußmittel handelt: Was die Sucht nicht zeigt, kann die Erhabenheit schon lange nicht hervorbringen!, sagte Angar, und steckte sich seine Pfeife an. Aber sey das nicht Tabak aus Übersee?, spottete Heinrich. Nein, sagte Angar, den gebe es zwar in den großen Städten hin und wieder zu kaufen, aber er lehne ihn ab: Mag sein, daß der Tabak besser ist als das getrocknete Kraut, das er rauchte; aber was in seinem Klima nicht gedeihen will, das mag er auch nicht rauchen. Besser stand es da mit dem Tee: Anstelle der Blätter aus dem Orient pflückte und brühte man die Wiesenkräuter von der Weide, die ebenso bekömmlich seien.

Als sich Heinrich am nächsten Morgen dankbar verabschiedete und aufbrach, fragte er gar nicht erst nach der Mitfahrt in einer Kutsche oder einem anderen fortschrittlichen Reisemittel; er sah, daß man sich mit Freude seiner Füße bediente, um von Ort zu Ort zu kommen, solange es eben dauerte. Dem seltsamen Volk war nicht das Bestreben eigen, die Wegsamkeiten zu glätten und die Reisezeiten zu verkürzen, sondern so wenig als möglich schadhafte Einfluß auf Natur und Menschen auszuüben, daß »Urtas Erbe« erhalten bliebe. Diese erzwungene Verlangsamung, dachte Heinrich, würde wohl vielen in seiner Heimat nicht schmecken; doch sey sie wohl ebenso sinnvoll wie die Forderung, daß der Mensch nur an solche Orte gelangen solle, die er aus eigener Kraft (also über Landwege) erreichen kann.

4 Betrete eine Stadt

Bald traf er auf seinem Weg einen reisenden Händler namens Kjell, der, wie er, in die große Stadt am Horizont unterwegs war. Von ihm erfuhr Heinrich, daß der Austausch von Handwerk, Kultur und

Waren üblicherweise nur über seinesgleichen, also die fahrenden Händler, erfolgte, und keiner der in den kleinen oder großen Siedlungen lebenden Menschen den Trieb zeige, von sich aus dem neuesten Gerücht nach Unterhaltung oder fortschrittlichem Handwerk nachzugehen. Stattdessen habe man die bemerkenswerte Geduld, in seinem Dorf zu warten, bis ein Reisender Neuigkeiten mitbringe. Und so auch Kjell.

Das einsame Leben, so erzählte Kjell weiter, werde aufgewogen durch die immerwährende Gastfreundschaft in den Siedlungen: In seinem Berufsstand sey man stets willkommen, bilde für einige Tage die Attraktion auf dem Marktplatz und dürfe sogar ohne Kosten in den Gasthäusern schlafen, sodenn man sich mit Geschichten, Neuigkeiten und Taschenspielertricks erkenntlich zeigt. Heinrich fiel ein, daß ihn der Chronist des Dorfes nach seinem Weg gefragt habe, und der Händler nickte dazu, denn genau das meinte er.

Gegen Nachmittag erreichten die beiden ein breites Schild am Wegesrand, darauf stand: »Präfektur Nodan«, und Heinrich fragte ihn danach: »Ist Nodan ein Land, dessen Grenze wir jetzt passieren?«

»Kein Land! Nur eine Provinz; eine Diözese, wenn du so willst!«

»Und wie denn nennt ihr euer Land?«

Kjell lachte und erzählte, daß es früher in diesem Land, ebenso wie woanders auf der Welt, zahlreiche Länder und Herrscher gegeben hatte, die sich um die Absteckung ihrer Grenzen balgten, ohne daß einer mehr Anspruch als ein anderer zu haben schien. »Das bewirkte Unmut im Volke, denn es bedeutete für sie Aufwand in der Verwaltung, Steuern und Kontrollen an den Grenzen, ganz zu schweigen vom giftigen Wesenszug des patriotischen Denkens!«

»Ein giftiger Wesenszug?«

»Ja!« sprach Kjell und schilderte, daß die Unterteilung desselben Volkes Unfriede mit sich brachte, und eine widernatürliche

Erhabenheit vorsprach, die nicht zu heilen war: Dieses patriotische Denken, dessen Trieb der Zugehörigkeit mit bunten Flaggen und Hymnen Nachdruck verliehen wurde, entfremdete die verwandten Gruppen und erschwerte auch die Friedensstiftung. Denn wann immer sich jemand zum Lande *Rot* zugehörig fühlte, wollte er sich anders und besser sehen als gegenüber dem Lande *Blau*.

Zum Glück liegen diese Tage weit hinter uns, seufzte Kjell: Einige Führer zeigten die Weitsicht dafür zu plädieren, sich als Teil der Welt zu sehen, und nicht eines bloßen Landes! Stattdessen, wenn man sich schon des Beschreibenden bedienen muß, würde man sprechen von »Menschen aus dem Norden«, oder: »Menschen aus der Mitte des Kontinents«, obschon sie freilich alles Menschen sind und sich, trotz äußerlicher Unterschiede, als Vertreter *eines* Volkes sehen. So schlierig dieser Begriff die Stämme und Volksgruppen abgrenzen mag, so sehr hat er zu einer nie geahnten Zusammengehörigkeit beigetragen, auf andere Weise als durch Uniformen und gleiche Dialekte! Kurzerhand wurden alle bisherigen Nationalstaaten und ihre Symbole und Standeszeichen aufgelöst, die Verwaltungsstrukturen vereinfacht: Die aus Traditionen und dem Atem von Eroberungszügen reichenden Ländergrenzen löschte man aus den Landkarten, und untergliederte die Welt neu. Denn, natürlich ist verständlich, daß sich ein Dorf zwar von einem Rat führen ließe, aber ein weites Land in Gebiete aufgetrennt sein müsse, um ordentlich verwaltet werden zu können. Auch die Zuweisung der Post, der Feuerwehr und anderer Versorgungslinien gelinge nur auf diese Weise.

Die Grenzen dieser Verwaltungszonen, schlechthin als Provinzen oder Magistrate bezeichnet, richteten sich nach dem natürlichen Lauf von Berggraten, Tälern und Flüssen, fuhr Kjell fort. Und tatsächlich: Dort, wo das Schild für die Provinz Nodan stand, da war auch eine Brücke über den Fluß. Die Schilder der Provinzen ha-

ben keinen mahnenden oder warnenden Charakter; sie stehen dort nicht, um darauf hinzuweisen, daß *ab hier* andere Gesetze gültig sind. Die Provinzen nutzen allein der Verwaltung; sie beschränken in keiner Weise den freien Weg des Einzelnen.

Jeder dieser Provinzen steht die darin befindliche, größte Stadt vor, und aus ihr wiederum wird ein Stadthalter oder *Sprecher* ernannt, der die Sorgen und Nöte der jeweiligen Provinz an die Hauptstadt unserer Welt weiterleitet.

Und von dort koordiniert man die Zuweisung von Hilfe und Gütern?, fragte Heinrich: Wo sey denn diese Hauptstadt?

Fern von hier!, antwortete Kjell und zeigte auf die am Horizont erscheinenden Stadttore der »Großstadt« in der Provinz Nodan: Noch zwei Wochen Reiseweg, immer in diese Richtung!

Und wer steht an der Spitze des Volkes? Wer spricht in der Hauptstadt? Ein König?

Nein, nein, lachte Kjell wieder, so etwas wie einen König gebe es hier nicht. Das ist längst vorbei. Aber er solle sich in der Großstadt umhören, man würde ihm schon gerne alle Geschichten darüber ausbreiten.

Kjell und Heinrich passierten die Stadttore und der Händler begab sich, nach einer freundlichen Verabschiedung, geradewegs zum Marktplatz. Dort angekommen, sieht sich auch Heinrich um, und, anders als er erwartet hatte, lebten in dieser »Großstadt« vielleicht nur fünfmal so viele Menschen wie im Dorf. Offenbar hatte man erkannt, daß die übertriebene Zusammenballung von Menschen unweigerlich zu Streß, Gewalt und Intoleranz, Neid und Gier, den Keim zur Kriminalität führen muß; und so entschloß man sich zu einer Lebensweise in kleinen und mittelgroßen Siedlungen, weit voneinander entfernt. Wie eher doch ist man bereit, dem Nachbarn, dessen Namen und Betragen man kennt, zu helfen, als einem Fremden, der nur ein namenloser Nachbar ist?! Geradezu unheimlich

erschien Heinrich, daß sich die Größe der Siedlungen fast von selbst zu regulieren schien: Spürte man, daß zu viele Menschen auf einem Fleck lebten, wanderten, aus unterschiedlichen Gründen, Familien ab und ließen sich woanders nieder.

Wie auch im Dorf hatten sich die Handwerker um den Marktplatz herum angesiedelt und ihre Wohnung direkt über oder hinter der Werkstatt. Heinrich fiel auf, daß dadurch jene Zeit eingespart wäre, die man sonst mit seinem Weg zur Arbeitsstelle zubringt (die reisenden Händler einmal ausgenommen): Den zersetzenden Zustand, daß ein Angestellter bereits ein Viertel seiner Tageszeit mit dem Weg zur Arbeitsstelle zubringt, kannte Heinrich aus seiner Heimat nur zu gut; diese Umstände zu akzeptieren, bedeuten das Ende der menschlichen kulturellen Entfaltung.

Heinrich ging durch die Stände, beobachtete die Handeltreibenden, unterhielt sich mit ihnen und lernte eine Menge:

Die Handwerker verkauften in den Ständen direkt vor ihren Läden, die anderen Händler hatten sich Stände auf dem Marktplatz errichtet. Alles ging mit einer sonderbaren Stille vor sich, denn es war verboten, seine Waren anzupreisen; der Käufer mußte sich selbst von der Qualität überzeugen können. Wie ein Sprichwort lautete: »Wenn jemand mit Engelszunge von Vergünstigungen und Rabatten spricht, dann zweifle und meide den Händler.«

Vertrieben wurde, das sich herstellen oder durch Arbeit gewinnen ließ, doch nicht alles andere. Denn es galt die sogenannte »Lehre des Eigentums«, wonach einem Menschen nichts Materielles oder Geistliches gehören könne. Dazu zählten Tiere, Kleidung, Ländereien und natürlich Menschen. Von Wert seien ausschließlich kulturelle Güter wie die Ruinen und Tempel, das in Bibliotheken und Museen gesammelte Wissen und die Kunst in jeder Offenbarung. Um sich diese Merkwürdigkeit zwischen Warenhandel und der Freisagung von Eigentum besser verinnerlichen zu können,

folgten die meisten Menschen einfachen Regeln:

- Je mehr du besitzt, desto größer ist deine Abhängigkeit. Und was du nicht besitzt, kann dir auch nicht gestohlen werden!
- Je weniger du besitzt, desto mehr kannst du geben.
- Wovon du aber am meisten besitzt, das sollte in deinem Kopf sein!
- Besitze nur Dinge, deren Entledigung dir nicht schwerfällt; kaufe nur Dinge zum Essen oder Ausbessern; und besitze nichts, das, wie du selbst, verrotten kann.
- Du kannst nichts besitzen, das du nicht mit eigener Körperkraft davontragen kannst. – Dazu zählen Gebäude und Ländereien. Unter diesem Gesichtspunkt »gehört« ein Säugling auch nur solange zum »Besitz« der Mutter, wie er getragen werden muß; während ein selbst laufendes Kind bereits nicht mehr als Besitz gelte; es wird ab diesem Moment vom *Besitz* zum *Menschen*.

Heinrich sah ein, daß es den Händlern nicht um das Ausüben der Geldwirtschaft ginge, oder das Zusammentragen großer Profite. Denn die Ehrlosigkeit entsteht mit der Akzeptanz des Geldes als Wertindikator.

Vor Urzeiten hatte man auch hier sich allein der Tauschwirtschaft oder Naturalwirtschaft bedient, erfuhr Heinrich: Doch ergab sich immerzu als nachteilig, daß der Tausch, Ware gegen Ware, die Übergabe derselben Stückzahl des einen oder anderen Guts stets mit dem faden Beigeschmack der ungerechten Entlohnung, der fehlenden Gleichwertigkeit vermischt war: Denn sollten fünf Eimer voll Kirschen genausoviel wert sein wie fünf Eimer mit Rüben? Der

Aufbau über den innerlich brennenden Vergleich der Qualität von Erzeugnissen mußte zu Streit und Neid führen, und er wird auch heute nur noch, des Vertrauens und der angemessenen Gleichgültigkeit wegen, in den kleinen Siedlungen ausgeübt.

Hier in der großen Stadt bedurfte es aber eines »Zahlungsmittels«, das sich beliebig gegen andere Waren oder Dienstleistungen einwechseln ließe (einer der Gründe, warum es für die Dorfbewohner der kleinen Siedlungen uninteressant ist, ihre Erzeugnisse in den großen Städten feilzubieten). Doch es waren nicht bloß Münzen, die man vertrieb und im Umlauf hielt – nicht das Geld, das Heinrich kannte oder zu kennen glaubte. Denn in einem hatte das sonderbare Volk recht, wenn es vom Geld, der Vergütung, Entlohnung und seinen Begehrlichkeiten und Nachteilen sprach: Das omnipotente Wesen des Geldes, ob es nun Muscheln oder Silbermünzen seien, bewirkt, daß einem Menschen, indem er es anhäuft, eine Macht zugesprochen wird, die er aufgrund seiner körperlichen oder geistigen Befähigung gar nicht verdient. Und obschon es Sinn ergibt, dieses *Wertmittel* klein (für die Hosentasche) zu halten, unempfindlich gegen die Witterung, es stapelbar und, mit einer Ziffer versehen, zählbar zu machen, bedeutet doch sein kleinster Entwurf im sofortigen Moment seiner Anwendung *Macht*. Und wo immer Wert und Macht versprochen sind, da wird auch die Idee nach »raubbarer Macht« geboren, weckt Neider und Mörder, Fälscher und Betrüger, und die Macht Mißbrauchenden. Ursachen für Fehden, Morde und Kriege waren vorherbestimmt.

Wie nun entstieg man dem uralten Kampf zwischen Gier und Vernunft? Zwischen Nutzen und Mißbrauch? – Und schließlich hatte der Gebrauch des zählbaren Geldes noch einen anderen, fatalen Effekt: Denn er zwang die Menschen in die Arbeit; nahm ihnen die Möglichkeit zur freien Entfaltung; denn man war, auch wenn man es nicht anzuhäufen beabsichtigte, fortan darum bemüht, es

heranzuschaffen, nur um zu überleben! Der Wohnraum erforderte Geld, der Kauf von Lebensmitteln und Kleidung; sogar die reine Anwesenheit in einer bestimmten Stadt wurde mit einer Steuer belegt; es stand den Menschen nicht frei, nach ihrem eigenen Glauben und Wohlwollen fortzugehen, denn Steuern gab es überall. Mancherlei junge Menschen, so sagt man, seien zeitlebens verkannte Genies gewesen, die sich nicht in Wissenschaft und Kunst entfalten konnten, da sie zu sehr damit beschäftigt wurden, Geld für ihren Lebensstand zu verdienen.

Die unabwendbare Angst vor der Zukunft und dem verdorbenen Schicksal machte unfrei und raubte Lebenszeit. Und irgendwann ... gestaltete man die Gesellschaft anders, eben so, wie sie heute und hier ist: Die Vordenker fragten sich: Benötigen wir Menschen wirklich noch Lohn (Geld) für unser Tagewerk, wenn Nahrung, Kleidung, Wohnraum und medizinische Versorgung, ganz ohne Gegenleistung eines Zahlungsmittels, nach Bedarf und jederzeit verfügbar sind?

Und so stellte man die Menschen vor die Wahl, selbst über ihr Dasein zu entscheiden; sie selbst mögen die Erzeugnisse zum Leben anbauen und herstellen, und sich mit Gleichgesinnten zusammentun, um ihr Tun in ergänzender Regelmäßigkeit auszuführen. Das Leben möge frei und selbstbestimmend sein, sodaß sich jeder verwirklichen kann. Der Freie möge von seinen Mitmenschen beanspruchen, das zu erlernen er nicht fähig oder willens ist, und biete ihnen im Gegenzug sein Können, Wissen oder Helfen an. Das große (und gleichzeitig paradoxe) Streben des eigenartigen Volkes sey es daher für alle Zeit, unabhängig vom Geld zu sein, indem man sich selbst versorgt, und gleichsam so in die Gesellschaft einzubringen, daß man von anderen profitiert, wie auch sie von deiner Arbeit Nutzen haben. Aus dieser Lebensart ging hervor, das Heinrich in Angars Hause erlebt hatte: das bebringende Tagewerk nach be-

stem Gewissen und Mühen, im Tausch für einen Tagesabschnitt, der nach freiem Begehren gefüllt werden kann. Und man bemerkte mit der Zeit auch, daß die unter freien Willen hergestellten Dinge von höherer Qualität geschaffen waren als jedes, nur für den kurzen Gebrauch ausgelegte, daher als Massenware ausgeformte Ding.

Doch zurück zur großen Stadt: Warum lebte man auch nicht hier nach dem Prinzip der Selbstversorgung und des gegenseitigen Tauschens? Warum bedurfte es an diesem Ort eines Wertzwischenmittels? Heinrich stellte sich vor, daß dies mit den vielfältigeren Waren zu tun haben mußte, die gleichzeitig von fremden Leuten dargeboten wurden. Man konnte den Erzeugnissen oder angebotenen Arbeiten der Menschen nicht blind vertrauen (denn auch in diesem sonderbaren Volk tummelten sich die Betrüger, Diebe und andere Verbrecher); nein, es bedurfte des Geldes – nur wie überwindet man seine vorausgesetzten Nachteile? Wonach wurde beurteilt, welche Arbeit welche »Wertigkeit« besitzt; also: welche Arbeiten einen vergleichbaren Aufwand erfordern oder sich darin unterscheiden?

In seiner Not versah man sich auf folgende Lösung: Wer sich des Gebrauchs von Geld ergab, hatte einige einfache Regeln zu befolgen (die nicht wie bei den Regeln des Besitzes optional angewendet werden konnten):

Geld konnte man nur so vieles besitzen, wie es seinem eigenen Körpergewicht entspricht. Es konnte nicht vererbt oder in Kunstobjekte und Land investiert und umgewandelt werden. Junge oder alte Menschen konnten daher niemals reicher sein als Menschen anderen Alters oder Standes. Ein Mensch würde fortan auch nicht mehr besitzen können, als er mit sich herumzutragen vermag (denn nur *das* gehört ihm!); und er würde nichts besitzen, das man ihm auch nicht wieder wegnehmen kann.

Um der unkontrollierten Anhäufung von Geld weiterhin entge-

genzuwirken, erklärte man das gebrauchte Geld zur sogenannten »zeitgebundenen Währung«, das heißt, das Geld ist ohnehin nur gültig für die Dauer eines bestimmten Zeitraums (eines Monats oder eines Jahres), und ihr Wert verfalle anschließend. Das Geld, vorzugsweise Papiergeld, wurde durch eine besondere Farbe und Prägung für einen festgelegten Zeitraum als gültig erklärt. Das Geld eines beliebigen Zeitraums darf nach seinem Ende nicht einfach in Geld des nachfolgenden Zeitraums eingetauscht werden.

Der Gebrauch von Geld wurde dadurch unattraktiv und vermeidbar kompliziert: Geld würden nur noch solche es anhäufen, die sich des Risikos des Verfalls nichts scheuen. Der Geld Gebrauchende wäre gezwungen, sein Vermögen innerhalb des gültigen Zeitraums auszugeben, z. B. durch den Kauf neuer Bedarfswaren. Obwohl kein Bürger zu dessen Nutzung verpflichtet sey, ermöglichte es die Inanspruchnahme besonderer Leistungen und Produkte. Das Omnipotente ohne scharfes Gebiß stehe der unabhängigen Selbstversorgung gegenüber.

Heinrich ging weiter über dem Markt, ein Pranger fiel ihm ins Auge: Er war zentral auf einer Plattform errichtet, sodaß jedermann den jungen Burschen sehen konnte, der im Pranger festgeklemmt war. Unter ihm hing ein Schild, darauf standen sein Name, sein Verbrechen und seine Strafe, in diesem Fall zwei Tage Pranger für das Stehlen einer Brosche.

Ob so ein Pranger nicht sehr mittelalterlich und rückständig sey?, fragte Heinrich einen der Gaffer, und der antwortete: Nein, denn die Strafe der Zurschaustellung und Entehrung wirke härter als jedes anonyme Urteil. Ein Urteil, dem man Jahre später keine Vorgeschichte mehr ansieht. Dem Verurteilten, der, jedenfalls für

Diebstahl, keine weitere körperliche Strafe zu befürchten hatte, stehe es anschließend frei, die Stadt zu verlassen oder zu bleiben, obwohl er seinen Leumund verspielt habe.

Der Gaffer betonte die abschreckende Wirkung, die der Pranger selbst bei kleineren Vergehen mit sich brachte. Und so war nicht verwunderlich, daß dieser Tage nur noch zwei- oder dreimal jemand angeprangert wurde.

Der Gaffer sagte aber auch, daß der Pranger nicht bei jeder Form des Diebstahls gelte, etwa nicht bei dem von Lebensmitteln aus Gründen des Hungers. So heißt es hier auf einer Tafel am Markt: »Stehle nicht, außer im Notfall, zur Verteidigung oder zum Überleben.« Und weiterhin steht darunter: »Sprich nicht falsch gegen Jemanden!« – Auch das bedeute den Pranger, erklärte der Gaffer. Am meisten war Heinrich beeindruckt von der dritten Zeile der Tafel, darauf stand: »Töten ist unmoralisch. Töte nicht aus Sport, Leidenschaft, Neugierde, Wissenschaft, Spaß oder aufgrund von Gerüchten! Töte, wenn es nötig ist, nur Menschen, die du kennst und bei denen du überzeugt bist, daß sie den Tod verdient haben!« (Man denke nur, besann sich Heinrich, daß bei Anwendung dieser Regel jeder Krieg seine Grundlage verliere, denn es kämpfen ja in jedem Krieg Soldaten gegeneinander, die einander unbekannt sind!) Und weiter: »Töte nur Menschen aus Notwehr, beim Versuch der Vergewaltigung, des Mordes oder zur Abwehr von Gewalt! Wer sich zur Gewalttätigkeit entscheidet, muß mit Gegengewalt rechnen!«

Nach wie vor stand auf Verbrechen wie Mord, Entführung, Vergewaltigung und Kriegstreiberei (die »vier Übel«) die Todesstrafe. Und angebracht war sie wohl für diese Täter dieser Verbrechen, denn es sind Verbrechen, die bewußt begangen werden. Und ihre Strafe ist deshalb so hart, um das Volk vor der Rückfälligkeit der Täter zu schützen; und sie ist deshalb so hart, weil es geradezu unnötige Verbrechen sind, angesichts einer so freien Lebensweise.

Heinrich erstaunte über die freizügige Auslegung der Regeln für Urteil und Vollzug. Einerseits sprachen die Regeln in angemessener Vernunft und Härte, andererseits waren sie frei von Zweideutigkeit und komplizierten Worten. So wie Gesetze für das Volk zu sein hatten.

Hat dieses Land denn schon viele Kriege geführt?, wollte Heinrich vom Gaffer wissen, und er erklärte es ihm: Tatsächlich liegen die Kriege weit zurück, und fallen in jene Zeit, als sich die alten Könige noch um Grenzen und Einfluß stritten. Dann sah man ein, daß die Unterhaltung einer Armee und das Führen von Krieg nur einen gesellschaftlichen Rückschritt und Leiden bedeuten konnte, und nichts anderes. Nicht einmal die »Verteidigung der Landesgrenzen« gereichte dem Volk als Grund für einen Krieg; denn das Volk wußte, daß die Kriege immer nur den gemeinen Stand betreffen, und die politische Obrigkeit unbetroffen bleibt. Als Stimmen gegen Kriege laut wurden, richtete man ein Verfahren ein, danach konnten Kriege nicht mehr aus der allgemeinen Steuerkasse finanziert werden, sondern über einen Volksentscheid und die freiwillige Zahlung in einen Abgaben-Behälter, aus dem der Krieg gespeist werden sollte. Freilich war es so, daß weder für den Krieg gestimmt wurde (denn wer stimmte schon mit der persönlichen Verstimmung des Herrschers überein), noch die eingenommenen Geldmittel für den Bau auch nur einer Kanone gereicht hätten.

Als es immer noch reiche Herrscher gab, die ihren privaten Krieg nicht unterlassen konnten, wirkte das Volk entschieden dagegen und setzte Kopfgelder aus: Jeder angebliche Feind, der gemordet würde, erhöhte das Kopfgeld des mordenden Soldaten; jede Kriegserklärung und jeder Befehl, der im Sinne des Krieges gegeben werde, erhöhte das Kopfgeld des Herrschers. Soldaten wie Herrschende waren fortan den Kopfgeldjägern ausgesetzt und verdienten auch gut daran. Nach kurzer Zeit weigerten sich die Soldaten zum Kampf

und die Herrschenden verloren ihre Macht.

Wenn man doch auch so leicht die Soldaten in Heinrichs Heimat vom Frieden überzeugen könne! Warum eigentlich gibt es Armeen; was treibt die jungen Männer zur Teilnahme? Und warum sind es meist *junge Männer*, die, im jugendlichen Blutrausch, nichts lieber wollen, als einen Fremden zerfetzt zu sehen? – Natürlich sind es junge Männer, denn sie sind die einzigen, die den Strapazen des Krieges gewachsen sind. Dummerweise sind sie auch unerfahren und daher leicht von falschen Idealen zu beeinflussen. Fasziniert sind sie von der Machtausübung durch Angriffswaffen und in der Hierarchie der Gruppe mit dem beständigen Bestreben ausgestattet zu wetteifern und nicht als Feigling dazustehen. Ältere Männer würden wohl erkennen, daß der Gegner auch nur ein Mensch ist, der von Ängsten und Verletzlichkeit getrieben wird.

Die Armeen wurden also aufgelöst, Soldaten gab es nicht mehr, denn auch der Trieb zur Kriegstreiberei ersticke; das Volk ist aufgeschlossen und gütig, weitsichtig und erfahren. Die Notwendigkeit des Krieges erscheint wie die Notwendigkeit der Menschenopfer für die Besänftigung einer Gottheit.

Nur die Ordnungshüter dürfen noch Armbrüste tragen, setzt der Gaffer fort: Alle anderen Schußwaffen sind verboten.

»Schußwaffen? Du meinst Gewehre und Pistolen?«

Ja, auch das haben wir gekannt!, antwortet er: Aber sie sind verboten worden. Und da es seit Jahrhunderten keine Kriege mehr gab, brauchen wir sie auch nicht. Ihre leichte Handhabbarkeit hatte ohnehin zu vielen vermeidbaren Tötungsfällen geführt.

Aber jeder hier trägt einen Dolch am Gürtel!, bemerkt Heinrich aufgeregt: Sind das etwa keine Waffen, mit denen sich töten ließe?

Die Dolche und Schwerter darf jeder führen, auch Speere und Bögen, seien sie zur Jagd oder Selbstverteidigung bestimmt. Es sind bewußt diese Waffen, die zu tragen erlaubt sind! Denn ihre Anwen-

dung erfordert Kraft und Geschick! Schau her! [er schwingt sein Kurzschwert vor Heinrichs Augen, das er verborgen unter der Tunika trug] Nur ein Arm mit Kraft und Ausdauer kann damit arbeiten! Ein Kind oder ein Unbedarfter könnte das gewiß nicht! Eine Pistole dagegen kann auch ein kindlicher Finger betätigen!

Wie der Gaffer weiter mit seinen Fertigkeiten prahlt, fallen Heinrich weitere Vorzüge des Tragens solcher Waffen ein: Die Entwaffnung eines Duellanten bliebe wirkungslos, denn der Entwaffnete könne sich, Glück und Gelegenheit vorausgesetzt, seine Waffe wieder aneignen, um den Kampf fortzusetzen; während ein entwaffneter Pistolenschütze ggf. erschossen wird. Und noch etwas soll nicht unbedacht bleiben: So dürften denn die Wunden (tiefe Schnitte und abgetrennte Glieder) der sich mit Schwert und Keule begegneten Überlebenden so schwer sein, daß sie gleichsam eine abschreckende Wirkung auf den Gebrauch dieser Waffen ausüben; daß nur jene danach greifen, die damit umzugehen wissen und es für unumgänglich halten. Das gelte umso mehr für jene Tapferen, die sich dem brutalen Nahkampf gestellt haben.

Wenn Liebe doch nur bis in alle Zeiten bestehen und walten könnte: Wozu gibt es dann noch Waffenschmiede oder Komiker? Wozu alle Laster mit Streit belegen, wenn sie frei und gereinigt gleich einem natürlichen Erzgang sein könnten? – Um nicht abgebaut, sondern aufgefüllt zu werden!

Heinrich ließ den Pranger hinter sich und beobachtete eine sonderbare Szene: Ein Ladenbesitzer kehrte den Weg vor seinem Geschäft und räumte den Abfall beiseite; da sieht er einen betrunkenen Lumpen an, der in der Gosse vor seinem Geschäft ruht. Doch anstatt ihn fortzuschimpfen, spricht er ihn an: Er brauche einen Mitarbeiter, ob er nicht geneigt sey, ihm auszuhelfen. Und der Ladenbesitzer führt ihn mit hinein und reicht ihm eine Schürze. – So klein die Aufgabe auch sein mag, wußte Heinrich: Menschen, die

keine Hoffnung mehr haben, brauchen nur ein Ziel. Ein Ziel, das *unkompliziert* und ohne Bürokratie erreicht werden kann; ein solches, bei dem man noch in derselben Stunde vergütet wird.

Beeindruckt setzte er seinen Weg fort und erreichte ein großes Gebäude, das waren die Bibliothek und die Schule in einem. Weder gab es Beschränkungen für ihren Eintritt, noch verlangte man für die Ausleihe auch nur eines Buches Geld. Die Verbreitung von Wissen war mit einem höheren Wert versehen, als die Einnahme von Geld durch den Verleih. Bücher durften auf dem Markt daher auch nicht gehandelt und verkauft werden; nur *weitergeben* konnte man sie, oder zur Bibliothek bringen, wo sie von fachkundigen Augen katalogisiert wurden.

Einem ebenso hohen Wert maß man der Ausbildung von Kindern und jugendlichen Menschen zu: Diese sollten insbesondere lernen, wo sie im Universum stehen (ihren Platz in der Natur und im Kosmos), und welche Möglichkeiten und Fertigkeiten ihnen innewohne. Erst dann sollten sie lernen, wie diese Möglichkeiten zustanden kommen, wie man sie verbessert oder anders beeinflussen kann; schlicht, wie man der Gesellschaft ein nützliches, doch selbständiges Wesen werde.

Ein Lehrplan sah daher für Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahr, unabhängig ihrer Herkunft, Religion, Intelligenz oder Rasse, die sogenannte *Grundbelehrung* vor: Das sind (A) Studien in Gebieten, die die Position und den Wert des Menschen aufzeigen: Geologie, Astronomie, Geschichte, Philosophie; (B) Grundfähigkeiten zur Kommunikation: Lesen, Schreiben, Grammatik und Rhetorik, *eine* Fremdsprache; (C) technisches und naturwissenschaftliches Grundverständnis: Mathematik, Physik, Chemie; (D) Studien der umgebenden Biosphäre: Pflanzenkunde, Agrarwirtschaft, Grundlagen der Zoologie, Naturschutz, Nachhaltigkeit in der Lebensweise; (E) Gesellschaftliches und Kulturelles: Musik, Kunst, Psychologie,

Problembewältigung, Soziologie, Politik, Lebensweise und Kultur anderer Völker und des eigenen Landes; sowie (F) Grundlagen zur persönlichen Lebenserhaltung: Sport, gesunde Ernährung, Erste Hilfe, Überlebenspraktiken.

Zwischen den Schulen des Landes gab es keine Unterschiede, nur in den Größen der unterrichteten Klassen. Der halbtägige Unterricht sieht dabei keine Qualifikationsarbeiten oder gar Leistungsbenotungen vor. Das Fehlen einer Benotung verhindert, daß die Kinder, möglicherweise ungerecht oder benachteiligend, gegeneinander gewertet werden und sich im späteren Lebensweg nach dieser Note ein falscher Eindruck des persönlichen Potentials ergibt.

Noch während der Schulzeit werden den Schülern alle wesentlichen Handwerke und nicht-handwerklichen Berufe vorgeführt und beschrieben; gelegentlich kommen auch Meister an die Schulen und beschreiben ihre Arbeit, oder die Schulklassen besuchen die Werkstätten. Es wird Wert darauf gelegt, daß die Schüler sich von den Möglichkeiten des Lebens ein Bild machen können; da man weiß, daß in jungen Menschen Talente verborgen liegen, die durch die Anschaulichkeit des einen oder anderen Berufs erst geweckt werden müssen.

Keines der Unterrichtsfächer der *Grundbelehrung* wird nur für sich abgehandelt; sie alle sind miteinander verwoben (denn man lernt auch nicht die Tierarten, indem man ihre Namen auswendig lernt; oder eine Sprache, indem man sich Vokabeln einprägt – nur durch Anwendung lernt man). Aus diesem Grunde stützen sich die Lehrer auf Themenkomplexe, in denen möglichst unterschiedliche Fachgebiete angeschnitten werden. Beispielsweise wurde an jenem Tage, als Heinrich die Schule besuchte, eine große, in weiter Vergangenheit liegende Schlacht untersucht: Gemeinsam arbeitete man die geschichtlichen Hintergründe heraus, grub auf einem Feld

wie die Archäologen nach Relikten der Schlacht; lernte die Kampfkleidung und Standarten der Heere kennen; besah beim Schmied das Herstellen einer Klinge; studierte die Skulpturen und Gemälde, deren Motiv jene Schlacht gewesen ist.

Vom 14. bis zum 22. Lebensjahr setzt für die Schüler die sogenannte *Vertiefende Weiterbildung* ein, die die bisher erkannten bevorzugten Fähigkeiten und Interessen eines jungen Menschen weiterformt und intensiviert. Jedem Schüler wurde hierfür eine »Lehrpyramide« zugeschrieben, an dessen Basis sich noch wesentliche Wissensgebiete sammelten (Biologie, Chemie, Geologie, Gartenbau, Rhetorik, Forstwirtschaft usw.), und mit jedem voranschreitenden Jahr durfte der Schüler, nach seinem Belieben und Empfinden, eines dieser Fachgebiete streichen. Fortan würde er nicht mehr darin unterrichtet und die nächst höhere Stufe seiner Pyramide enthielte alle Fächer der ersten Stufe, ohne das abgewählte Fach, dem er kein Interesse oder Talent entgegenbringt. Bis hin zur Spitze erfolgt demnach eine Spezialisierung seiner Kenntnisse; eine Fokussierung auf den gewählten Beruf. Mit dem 22. Lebensjahr ist die Schulausbildung beendet und der Mensch kann sich nun bei einem Meister verdient machen.

Hat sich der Schüler, nunmehr Lehrling, auf ein Handwerk spezialisiert, geht er in die Lehre bei einem entsprechenden Meister, bei dem er auch unterkommt. Für einen nicht festgelegten Zeitraum bleibt er bei dem Meister, bis dieser ihn zu einem anderen Meister fortschickt, um seine Erfahrung bei diesem weiter zu vergrößern. Schließlich kann sich der Ausgebildete in einer Gemeinschaft niederlassen, in der er sein Handwerk ergänzend einbringen kann.

Ähnlich verhält es sich mit jungen Menschen, die sich beispielsweise für einen wissenschaftlichen Lebensweg entscheiden: Auch sie intensivieren ihr Wissen und ihre Erfahrungen, indem sie in die Assistenz eines entsprechenden Gelehrten gehen, diesen auf seinen

Wegen begleiten und ununterbrochen von ihm lernen.

Neben diesem allgemeinen Lehrplan wird den Schülern auch ein Stoß an Lebensregeln vermittelt, die in vielfachen Tafeln aushängen, und auch während des Unterrichts, praktisch angewendet, wiederholt werden. Soweit Heinrich sie überblicken konnte, sind sie hier wiedergegeben:

- Produziere nichts, das du nicht zum Essen, Kleiden, Lehren, Heilen oder Bauen brauchst. Nutze keine Güter, die selbst und lokal produziert werden können.
- Produziere keine Stoffe, die nicht von selbst innerhalb kurzer Zeit wieder zu naturverträglichen Stoffen zerfallen können.
- Häufe nicht Gegenstände in deinem Leben an, sondern Wissen in deinem Kopf. Finde deine Identität nicht in Reichtum und Macht, sondern Kultur, Umgang und Wissen.
- Hilf' und schütze die Kranken, die Schwachen, Alten, Schwangeren und Kinder.
- Unterwerfe, unterdrücke, mißhandle oder quäle niemals andere Menschen. Es gibt keine bekannte, der Vernunft nahe Möglichkeit dies zu rechtfertigen. Riskiere nicht unbegründet dein Leben oder das von anderen beim Sport, Spiel oder Mutproben.
- Begehre und lieblose nicht die Liebe des Bestehenden.
- Danke dem, dem Dank gebührt, auch wenn es dein ärgster Feind ist.

- Wertschätze Menschen nicht nach Status und Verhältnissen, sondern nach Wissen, Fertigkeiten und gutem Umgang. Werte sie auch nach den Konsequenzen, die sie dir erteilen, wenn du ehrlich mit ihnen sprichst.

Obwohl diesen Regeln ein unheimliches Wesen der Gedanken- und Handlungskontrolle anhaftet, erscheinen sie doch so sinnvoll, daß ihre Aussage gern auf alle Völker übertragen werden darf.

Heinrich wollte nun wissen, wie spät es sey, und fragte einen der Schüler. Er antwortete: »34 Grad n«, und als Heinrich die Antwort nicht gefiel, da erklärte sie ihm das Kind:

Vor langer Zeit habe man sich von Uhren abgekehrt, denn sie bestimmten des Menschen Leben auf so präzise Weise, daß der Mensch nicht für sich selbst lebte, sondern für die Zeit. Man vergaß, sich nach den Bedürfnissen des Körpers zu richten, und arbeitete beispielsweise so lange, wie es die Uhrzeit erforderte, nicht aber, wie es der müde Körper konnte. Daß der Tag mit dem ersten Sonnenstrahl beginnt und mit dem letzten endet, das wußte Heinrich bereits. In den Sommern würde daher länger gearbeitet; es wäre ja auch angenehmer und heller. Im Winter dagegen, wenn es kalt und ungemütlich ist, da ergibt sich ebenfalls die sinnvolle Folgerung, nur der Tagesdauer entsprechend zu arbeiten. Das war aber vielen noch zu ungenau. – Wie löste man sich nun aus der Misere?

Den Tageslauf an der Sonne festzumachen, das schien unausweichlich. Nur mußte der Sonnenweg zählbar gemacht werden. Da der Sonnenstand zu Mittag stets die höchste Position erreicht, so sey dies auch der maximale Winkel vom Horizont bis zur Sonnenkugel, also beispielsweise 60 Grad. Fragt nun jemand nach der Uhrzeit, und ihm wird geantwortet »40 Grad v«, so bedeutet dies nichts anderes, als daß die Sonne in einem Winkel von 40 Grad über dem Horizont steht, und zwar vormittags, denn das bedeutet v. Das-

selbe kann für den Nachmittag (n) angewendet werden. Heinrich, der Gelehrte, erkannte, daß die Menschen auf diese Weise wieder den Umgang mit dem unvertraut gewordenen Dezimalsystem erlernten und dabei gleichzeitig ein Gefühl für die Maximalhöhe der Sonne zu den verschiedenen Jahreszeiten entwickelten. Die aktuelle Uhrzeit kann jedermann, für seinen Ort, aus einer einfachen Winkelmessung ableiten. Heinrich beeindruckte es sehr, daß die Menschen sich wieder der Astrometrie bedienten, um Zeit und Kalender anzugeben, anstelle wie unwissende, hohlköpfige Roboter auf eine Uhr zu schauen; oder den Wetterbericht zu lesen, anstelle aus dem Fenster zu sehen und Zeichen aus Temperatur, Wolken und Luftdruck zu deuten.

Draußen auf der Straße wanderte Heinrich durch die Stadt und erwartete, was jede große Stadt zu bieten wußte: Ethnisch abgegrenzte Viertel, in denen das Markttreiben, die Religion, Sprachen und Kleidungsweisen ganz unterschiedlich sind. Jedoch, diese Stadt kannte so etwas nicht. Freilich beobachtete Heinrich Menschen verschiedener Hautfarben und Gesichtszüge, doch alle sprachen dieselbe Sprache – nämlich die seine. Das befand er als ungewöhnlich und beängstigend, zeigte sich doch hier ein ungemeiner Fortschritt zu seiner Erfahrung, wonach verschiedene Sprachen (wie auch Religionen) zumeist eine soziale Isolation bewirken und die Herausbildung krimineller, da einander unverständlicher Tendenzen herausgearbeitet wird. Ob alle Mitglieder dieses sonderbaren Volkes (das sich nun weder ethnisch noch durch Sprachen oder Religionen untereinander abgrenzen ließ) diese eine Sprache formten? Würde eine solche nicht überall auf der Welt den zu Kriegen führenden Verfremdungseffekt beseitigen und den kulturellen Austausch erleichtern?

In der Tat schien den hier lebenden Menschen unbedeutend, wie einer aussah oder ob er mit oder ohne Dialekt sprach; es schien, als

habe man das menschliche, unablegbare Bedürfnis, einen fremden Menschen nach Äußerlichkeiten einzuschätzen, zu ignorieren gelernt, und konzentrierte sich nun auf die wesentlichen Dinge: Seine Fähigkeiten, seine Handlungsbereitschaft, sein freundliches Gebaren. Ohnehin gewann Heinrich den Eindruck, daß diesen Menschen, ungeachtet von Herkunft, Alter, Stand oder Fähigkeiten, jedermann willkommen sey, solange er sich nur irgendwie nützlich machen wollte, aufrichtig und ehrlich ist. Eitelkeit kennt keine Gestalt, aber ein Gesicht wohl!

(Selbstverständlich stand es jedem der Menschen frei, den Ort seiner Niederlassung auszusuchen. Instinktiv würde sich ein Herumziehender bevorzugt dort ansiedeln, wo man ihn sprachlich versteht, wo er die aus seinem Herkunftsland bekannten klimatischen Bedingungen vorfindet, und wo er weitgehend immun ist gegen die in seinem Geburtsland verbreiteten Krankheiten, Tier- und Pflanzengifte.)

Da waren ein dunkelhäutiger Mann und eine hellhäutige Frau, die warfen sich verliebte Blicke zu; da saßen alte Männer mit langen Bärten zusammen und schwatzten mit den Frauen; da war ein Schmied, der zeigte einem Jungen sein Handwerk und prügelte auf den Amboß ein, als wollte er ihn in den Boden nageln; und als der Junge es abermals wissen wollte, so zeigte ihm der Meister seine Kunst erneut. Da waren Mädchen, die feilschten mit einer alten Frau am Marktstand um Eier und Gemüse. Da waren zwei Händler, die schimpften aufeinander um des Kunden Kaufgesuch; dann vertrugen sie sich und reichten gratulierend die Hände, denn sie wußten, womit sie nach Hause gehen: keinem Sack voll Geld, sondern einem guten Gewissen.

Und dann fiel Heinrich eine andere Merkwürdigkeit ins Auge: Wo immer er früher hingekommen war, da sprachen am Markt die Geistlichen der ortsansässigen Religionen, und das ging mitun-

ter recht feindselig zu, denn jeder hielt seinen Gott für den ersten. Der Nichtglaube an diesen einen Gott bedeutete Verleugnung und wurde rasch gleichgesetzt mit einem verachtenden Urteil, den Tod zu verdienen; nein, nicht den Ungläubigen zu tolerieren und zu ignorieren, sondern ihn um jeden Preis ausmerzen zu müssen; dem Andersgläubigen das Leben nehmen, auf daß der Letzte seiner Art verschwinde, und damit auch der fremde Gott. (Und gab es nicht auch innerhalb der großen Religionen zahlreiche Splittergruppen mit teilweise entgegengesetzten Ansichten?) Diese Eigenart übt der Mensch seit Jahrtausenden aus, und so oft war sie Anlaß für Uneinsichtigkeit, Streß und Provokation; in ihrem Terminus der Grund für einen Krieg. Heinrich hatte diese religiöse Zerstrittenheit auch hier erwartet, gerade wo so viele vermeintliche Volksgruppen beieinander lebten. Aber er sah keinen Geistlichen:

Die Mädchen trugen Armreife und Ketten, die Frauen hatten sich mit bunter Kleidung und Haarschmuck herausgeputzt; Männer und Jungen imponierten einander mit verzierten Waffen und Gerät. Doch all das schien kein Ausdruck der religiösen Zugehörigkeit zu sein, sondern diente allein der Befriedigung des natürlichen Triebs, seine Überlegenheit und Schönheit zur Schau zu stellen. – Als würde sich alles um die sexuelle Werbung drehen!

Heinrich fragte einige der Menschen nach ihrem Glauben, ihrem Gott. Sie alle wußten davon nichts. Die Alten sagten: Es gebe keine öffentlich verkündeten Religionen, keine Pilgerstätten, Tempel oder Kirchen, bekannte Götzen oder Geister-Fetischismus. Aber die Spiritualität gebe es wohl; denn sie sey Ursitte und für viele Menschen auch notwendig, um einen geistigen Gegenpol zur täglichen Arbeit zu stellen. Die Spiritualität, die sey ferner ganz individuell, und jeder Mensch vertraue auf sein eigenes göttliches Wesen im Inneren; und wie sie individuell war, so blieb sie auch auf den Kopf beschränkt, sodaß sie die Mitmenschen nicht beeinflusse. Das sey

verpönt, wenn auch nicht strafbar. Aber so unangemessen, als würde man jemanden auf offener Straße grundlos ins Gesicht schlagen. Für Heinrich hatte es nun Sinn, denn ein verheimlichter, unausgesprochener Glaube könne niemals Feindseligkeiten hervorrufen! War es so einfach? Reichte die Abschaffung von Religionen und Schußwaffen zur Bildung einer friedlich lebenden Gesellschaft? Das mußte fürwahr ein sonderbares Volk sein!

5 Kehre heim

Heinrich hatte genug gesehen; ein so edles und maßgebendes Volk, das sich die Utopie der großen Denker verwirklicht hatte, war mit ausreichend Staunen nicht beizukommen. Wohlwissend, daß es diese Lande und dieses Volk gebe und sicher und zukünftig gebe, machte er sich alsbald auf den Heimweg, um zu Hause von seinen Erlebnissen zu berichten. Um sich daran zu orientieren und vielleicht auch das Sinnen seiner Freunde und Nachbarn.

Zuletzt hatte er in der großen Stadt einem Redner auf seinem Pult zugesehen; ein solches Pult stand, wie er erfuhr, auf jedem großen Platz einer jeden Siedlung und es ermöglichte den aufsteigenden Philosophen und Poeten, schlicht jedem, der etwas zu sagen meinte, ihren Ausdruck der Menschheit zu vermitteln. Das machte sich auch Heinrich zunutze und sprach von den Dingen, die als überholt gelten und abgeschafft werden müssen; von den Dingen, die wirklich wichtig sind und bewältigt werden müssen; von einer nahenden Zukunft, während die Schwere der Vergangenheit flieht.

Es gelte nicht, sprach er zu seinen Zuhörern, ein lebenswertes, bequemes Leben aufzugeben und sich einer Existenz zuzuwenden, die von Hunger, Arbeit und Entbehrung gezeichnet sein würde. Und obschon das Unbequeme und Mühselige stets das Richtige

sey, so bedeute es doch stolz auf sein Tagewerk zu sein, und auf das einvernehmliche Leben mit Natur und Mitmenschen; daß alles, was wir tun, nicht gut sey für das Weiterbestehen dieser noch lebenden, aber schon sterbenden Welt.

Heinrich, obwohl er schon jetzt als Narr dahingestellt war, sprach von der Beendigung globalen Handels und betonte die Autarkie einzelner Regionen. Er erzählte von der Abschaffung des Geldes oder seiner ungezwungenen Nutzung wie aus einem Märchen über Drachen und Wünsche vom Flaschengeist; er huldigte die Vorzüge einer Gesellschaft, in der religiöse Zwänge abgeschafft seien, und schwärmte von der Produktion von Erzeugnissen zum Zwecke des Menschenwohls und nicht des Profits.

Ganz besonders wetterte er, aus grundtiefer Überzeugung, gegen die fehlende Freiheit der Bürger eines Staates, der Verachtung ihrer Würde und Rechte zum Zwecke von Profit und staatlichen Vorteil; und auch gegen den Verlust der Möglichkeit, auch nur ein Land auf der sonstigen Welt zu finden, das abgelegen genug ist, um sich globaler Politik, korrupter Regierung und unberechtigter Steuern zu entziehen. Mit hassenden Lauten klagte Heinrich darüber, daß der gemeine Mensch nur darum arbeitet, um gradeso zu überleben; ihm ständig Verschuldung und Armut drohen, und dies die wenigsten als Ansporn verstehen, sondern als zermürendes, degenerierendes Element für Person und Familie; daß das tägliche Geschehen trotz jeder Jahreszeit und Wetterlage erzwungen würde, als sey der Mensch dem Kalendarium verpflichtet und nicht umgekehrt. Wie könnte man einer Obhut aus Widerständen entgegengestellt werden?! Wie wüßte man sich zu bezeichnen, wenn man einen solchen Widerstand vor sich erkennt?!

Eifernd führt Heinrich aus, daß die Männer Kriege führen sollen, während die Frauen den Frieden beschließen; daß der weise Führer sich nicht mit der Spitze eines Messers vergleicht, sondern

dem Mittelzinken einer Gabel; daß er mit seiner Armee die Welt übernimmt und diese Armee dann zu Bauern und Handwerkern auflöst.

Was ist mit haltloser Toleranz gegenüber den großen Ungerechtigkeiten unserer Existenz, etwa: Die Austauschbarkeit von Arbeitern in Fabriken und Betrieben, und daß die Arbeiter sich beim Arbeitgeber »bewerben« müssen, anstatt von ihm umworben zu werden; und daß nicht jeder sich nach Begabung entwickeln und tun kann? Was ist mit den abstrakten Konzernen, die mehr Macht besitzen als einzelne Personen, und darüber hinaus die gefährlichsten Technologien, etwa die Atomspaltung, in der Hand profitorientierter Mächte liegen? Und daß ein Menschenleben als so gering erachtet wird, daß ein Konzern es leichtfertig ermorden lassen würde, wenn dieses gegen den Konzern etwas Tatkräftiges oder Inspirierendes zu unternehmen vermag.

Heinrich hatte sich gekonnt in Rage geredet, aber noch hörte man ihm zu: Er fluchte auch über das soziale Betragen, etwa die Verwegenheit, daß den meisten ein Menschenleben gleichgültig ist, solange es nur weit genug weg sey und man seinen Namen nicht kenne. Oder daß das aus Freundlichkeit Gesagt nicht aus Freundlichkeit, sondern aus Gewöhnung gesagt wird. Oder daß schrecklos hingegenommen werde, daß Massenware als Handwerkskunst verkauft wird.

All das, faßte er zusammen, sey nur durch eine generelle Vereinfachung der Lebensweise zu erreichen, nicht durch eine Verkomplizierung. Es liege ein Trugschluß in der Annahme, daß eine komplizierte, durchverwaltete und möglichst technische Welt unsere Probleme beseitigt. Keine menschenähnlichen Roboter, keine schneller arbeitenden Maschinen, und schon gar nicht mehr Geld in den Staatskassen wird uns diese Last abnehmen!, ruft er. Eine Reduktion der Lebensumstände kann bereits dadurch gelin-

gen, daß man sich nicht im Winter so aufführt, als sey Sommer! – sondern sich natürlich verhält, d. h. Verringerung der Arbeitszeit, Verlagerung der Tätigkeiten ins Haus, Leben von den für den Winter angelegten Reserven.

Weiterhin wird man sich Regeln bedienen müssen, die aber, wenn sie für jeden gültig und verständlich sein sollen, paradoxerweise nicht perfekt und für jede Situation ausformuliert sein müssen, sondern der Vernunft zu folgen haben. Erst wenn der Mensch die Vernunft hinter Regeln versteht, wird er ihnen ohne besonderes Augenmerk folgen, und erst dann wird die Regel keine Regel mehr sein, sondern verwirklichter Tatwille. Denn ist ein Hund wirklich intelligent, nur, weil man ihm beibringt, erst beim Fingerschnippen einen bestimmten Gegenstand zu holen? Ist er es nicht vielmehr erst dann, wenn er, wie ein Mensch, die Geste durchschaut und sich frei entscheidet, sie zu befolgen – oder auch nicht?

Heinrich gesteht, daß er mitgerissen werde vom Strudel der Moderne: Er ertrinke darin nicht, könne aber auch nicht frei entscheiden, wohin er treibe. Und das rettende Ufer erreiche er auch nicht.

Seine Suche nach einer besseren Welt wurde von den Zuhörern als Unmöglichkeit belächelt, obwohl sie Heinrich besser beigestanden hätten. Es ist ja kein Ziel, rechtfertigt er sich, von dem man nicht wisse, wie es zu erreichen sey! Etwa das Vorhaben, in eine fremde Galaxie zu reisen! Nein, alles was zu einer besseren Welt führe, das sey die kollektive Einstellung zu menschlichen Trieben und Bedürfnissen, und die kann jeder für sich entscheiden. Und habe sich jeder entschieden, so sey das Ziel bereits erreicht. Doch man entschied sich zur Beibehaltung des Gewohnten.

Vielleicht, dachte Heinrich Pechterfilz erschöpft, sey das von ihm besuchte *eigenartige Volk* gar nicht so eigenartig – sondern stattdessen alle anderen.